

Wien, Ende Oktober 1916.

Überreicht vom Verfa

2289 SA

BIBLIOTHEK DES MUSEUMS
FÜR ÖSTERREICHISCHE VOLKSKUNDE

LITERATURBERICHTE.

13.

Frassetto, F.: *Lezioni di Antropologia*. Vol. II, Par. II, 8^o, XIV und 382 pag. mit 2 Tafeln und 211 Textabbildungen. Roma (Ermanno Loescher & Co.) 1913.

In dreizehn Vorlesungen wird der kranioskopische und osteologische Teil der systematischen Anthropologie behandelt und dadurch der zweite Band dieses Lehrbuches, welcher mit diesem Thema begann, weiter fortgeführt. (Siehe die Besprechung des ersten Teiles in den Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XLIV, 1914, S. 224.) Es würde nun noch die Osteologie der langen Röhrenknochen des Schulter- und Beckengürtels und die Somatologie zur Vollendung aller Kapitel der systematischen Anthropologie ausstehen. F. Frassetto zeigt sich wieder als Schüler G. Sergis, den er oft erwähnt und dem er in vielem folgt, so in der Anwendung der Bezeichnungen für die Formen des Gesichtsskeletts als elliptisch (und langelliptisch), eiförmig (lang und kurz), dreieckig (kurz und lang), viereckig (rechteckig, rautenförmig und quadratisch), kreisförmig und fünfeckig. Auch dem Referenten scheint es empfehlenswert, nicht nur das Gesicht in seinen Weichteilen, sondern auch das Gesichtsskelett in dieser Weise zu charakterisieren, Sergi und Frassetto gehen hier ganz ähnlich vor wie auch bei der Beschreibung des Gehirnschädels; diese letztere Nomenklatur ist ja allgemein bekannt geworden. Die verschiedenen Formen der Nasalia sucht der Autor unter nur vier Haupttypen unterzubringen. In der Beschreibung der birnförmigen Öffnung folgt er E. Zuckerkandl, v. Hovorka und G. Mingazzini. Bei der Besprechung der Schädelnähte berücksichtigt er Broca und St. Oppenheim. Augenhöhlen, Gaumen und Unterkiefer sind wohl etwas kurz behandelt. Dagegen widmet F. Frassetto der Phylogenese und Ontogenese des Schädels etwa einen Bogen. Ebenso geht er ausführlich auf den Verknöcherungsprozeß ein und bringt drei Abschnitte über die Ossifikationszentren und über das damit zusammenhängende Vorkommen überzähliger Nähte. In ähnlicher Ausführlichkeit beschäftigt er sich in einem weiteren Abschnitte mit den Fontanellen und den Fontanellknochen. Zwei Vorlesungen handeln von der Phylogenese und Ontogenese der Wirbelsäule, eine von dem Messen und eine von dem Zeichnen derselben. Rippen und Sternum werden ebenfalls zuerst von dem entwicklungsgeschichtlichen und embryologischen Standpunkte besprochen, dann folgt das Messen und Zeichnen dieser Skelettknochen. Zur Thorakometrie empfiehlt er einen von Viola konstruierten Gleitzirkel, der jedoch wenig handlich aussieht, im Ver gleiche zu dem großen R. Martinschen Tasterzirkel.

Wie die früheren Teile des Lehrbuches, ist auch dieser Band wieder sehr klar und übersichtlich abgefaßt und enthält das zum Erlernen der anthropologischen Beschreibung und Messung Notwendige, doch läßt das Buch meist statistisches Material über die einzelnen Merkmale und Zahlenwerte vermissen, die doch in einem Lehr- und Handbuche zu finden sein sollen. Das Wissen über anthropologische Dinge sucht der Autor immer durch ausführliche Heranziehung der Embryologie und Entwicklungsgeschichte zu vertiefen, Gebiete, in denen er selbst früher nach vielen Richtungen gearbeitet hat, die aber doch einem großen Teile derjenigen, welche an das Studium der physischen Anthropologie herantreten, ziemlich ferne liegen.

R. Pösch.

14.

Lüthy, Dr. A.: *Die vertikale Gesichtprofilierung und das Problem der Schädelhorizontalen*. (Aus dem anthropologischen Institut der Universität Zürich.) Archiv für Anthropologie. Neue Folge. Band XI, Heft 1/2, 1912.

Eingangs bringt der Autor die Geschichte des Gesichtswinkels, von Peter Camper angefangen, und daranschließend die Geschichte des Problems der Schädelhorizontalen.

Die eigenen Untersuchungen wurden an dem Materiale des Züricher anthropologischen Instituts und an Sammlungsobjekten der Vettern Sarasin, Schwalbes und E. Fischers ausgeführt, im ganzen an 387 Schädeln, die 13 Gruppen betreffen, welche sich auf die verschiedensten Menschenrassen verteilen. Das ansehnliche Material liegt statistisch verarbeitet vor, die Ergebnisse sind in Tabellenform und in graphischen Darstellungen übersichtlich zusammengestellt.

allerdings nur auf die Bevölkerung der Umgebung dieser Bai beziehen, bilden eine wertvolle Ergänzung der Graebnerschen Arbeit. Foy hat hiezu Anmerkungen aus der einschlägigen Literatur gegeben. Die Arbeit bietet allgemeine Beobachtungen über den Charakter und die geistige Veranlagung der Insulaner, schildert ausführlich die gesamte materielle Kultur, einschließlich Industrie und Handel, die politischen und sozialen Verhältnisse. 59 Textabbildungen tragen zur Veranschaulichung des materiellen Kulturbesitzes bei.

In einem weiteren Aufsätze liefert Foy einen Beitrag zur Geschichte der Tanzkeulen von den Santa Cruz-Inseln, die anscheinend von anderem Tanzgerät und anderen Keulen der Südsee abweichen, indes, wie Foy zeigt, nur durch eine einzige Sonderentwicklung eine ihr tatsächlichen Beziehungen verbergende abweichende Form erhalten haben.

L. Bouchal.

23.

Heilborn, A.: Allgemeine Völkerkunde. Berlin und Leipzig (B. G. Teubner) 1915. 2 Bändchen.

Heilborn schildert in dem vorliegenden Werk die materielle Kultur der Völker und weiß diesem Thema mancherlei neue Gesichtspunkte abzugewinnen. In den einleitenden Betrachtungen über „Wesen und Werden der Kultur“ scheint mir der Verfasser mit Recht gegen die von verschiedenen Seiten leichtfertig, ohne feste Grundlage propagierte Entlehnbarkeit von Kulturgütern den Nationalstolz der Völker ins Treffen zu führen. Ganz den Tatsachen entsprechend, lesen wir hier, daß viele Stämme nur sich selbst „Menschen“ nennen, was übrigens häufig auch in den Völkernamen zum Ausdruck kommt. (Die Eskimos belegen sich beispielsweise mit der Bezeichnung „Inuit“, d. h. Menschen, u. dgl. m.) In den Nicht-konnationalen erblickt man zumeist Barbaren. Weiterhin setzt sich Heilborn mit dem „Elementar- und Völkergedanken“, mit der „Entlehnungs- und Kulturkreistheorie“ in höchst gerechter Weise auseinander. Hübsche Belege zur Entstehung gleichartiger Geräte, an verschiedenen Orten der Erde, ohne gegenseitige Beeinflussung, sind die vom Verfasser an dieser Stelle angeführten Fälle: Die eigentümlichen Lippenpflocke bei den Botokuden und bei einigen Völkern Ostafrikas, ferner die Aderlaßgeräte (Miniaturlibogen mit ebensolchem Pfeil) bei den Kayapos in Zentralbrasilien und bei verschiedenen Stämmen in Neuguinea und auf den Neuen Hebriden. Bezüglich der Feuererzeugung schließt sich Heilborn der Ansicht der meisten Autoren, wonach der Mensch hauptsächlich durch Holzbearbeitung in den Besitz dieser Technik gelangt sei, an. Er gibt auch eine sehr übersichtliche Einteilung der hiehergehörigen Utensilien, deren Nomenklatur von der Wissenschaft einheitlich festgelegt zu werden verdiente. In dieser Hinsicht bestehen einige Differenzen zwischen Heilborn und Weule¹⁾. Neueste Daten über Rösten, Bratrost und Steinkocherei schließen sich hier an. Die Gefahr des Feuers für ein über dem Herd aufgestelltes Holzgefäß mag sicherlich, wie Heilborn meint, unter anderem auch zur Erfindung des Tongefäßes geführt haben. Die Wirtschaftsform der Völker hängt innig mit dem Nahrungserwerb zusammen. In der Art der Verköstigung, nimmt der Autor an, habe sich der Mensch durch Tierbeobachtung leiten lassen, daher ursprünglich Omnivore. Das Aufstapeln von Vorräten für Zeiten der Not mußte zur Sammelwirtschaft und schließlich zum Ackerbau übergeleitet haben. Das primitivste Gerät, den Grabstock, führt Heilborn auf den bohrenden Finger zurück. Vom Grabstock unterscheidet sich die Hacke bloß dadurch, daß sie mit Schwung gebraucht wird; ihr Vorbild mag ein Ast mit kurzem, davon abgehendem Zweig gewesen sein. Aus der Hacke resultiert endlich der Pflug. Die Sichel wird als Abart des Messers gedeutet, während die Sense als gestielte Sichel aufgefaßt wird. Da das Getreide durch das Aufbewahren hart wurde, kam man darauf, es zu vermahlen. Das Mehl eignet sich mehr zur Konservierung. Wenn es zufällig naß wurde, so ergab es einen Brei, der leicht in Teig zu verwandeln war; dieser wiederum mußte wohl das primitivste Brot, das Fladenbrot, in natürlicher Folge zur Entstehung bringen. Über Viehzucht bringt uns Heilborn kaum neue Betrachtungen, nur betont er ganz richtig, daß dasselbe Tier bei verschiedenen Völkern zu ganz verschiedenen Zwecken gehalten wird. Im Kapitel „Wohnung“ werden der Reihe nach Höhlen-, Baumwohnungen, Wohngruben, Schneehäuser, Zelte, Rund-, Kegelhütten, die „Tembe“, das tropische Rechteckhaus, Häuser auf Flößen usw. besprochen. Sehr kühn erscheint mir die Behauptung Heilborns, daß sich das Zelt aus der Kegelhütte entwickelt

¹⁾ Dr. Karl Weule, Leitfaden der Völkerkunde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1912, S. 114 ff.

habe. Dafür dürfte der Beweis wohl sehr schwer zu erbringen sein. Daß im Anschluß hieran der Hausrat: Bett, Tisch-, Stuhl, Eß- und Trinkgerätschaften und schließlich auch der Herd und die Beleuchtungsvorrichtungen besprochen werden, finde ich sehr richtig. Von anderer Seite erfahren wir über diese Dinge zumeist nur Unvollkommenes und im Anschluß an Waffen und Werkzeuge Tracht und Schmuck erklärt Heilborn aus denselben Entstehungsursachen wie andere Forscher, nur betont er noch den Wunsch des Naturmenschen, mit seiner Jagdbeute zu paradien, als eines der treibenden Momente in dieser Frage, was mir ganz zutreffend erscheint. Die Schmucknarben dahin zu deuten, daß sie auf den Stolz über im Kampfe erworbene Wundmale zurückgehen, dürfte auch richtiger sein als andere Erklärungsversuche. Nur vermissen ich in diesem Kapitel die Einteilung der Tracht in boreale, subtropische und tropische (nach Gerland), die, meines Erachtens, noch unübertroffen dasteht. Rinden- und Bastkleidung werden sehr anschaulich behandelt. Viel Wissenswertes erfahren wir über Waffen. Ob aber die Erfindung der Axt auf eine durch natürliche Vorgänge durchbohrte Muschel zurückgeht, wie Heilborn meint, möchte ich dahingestellt sein lassen; kennen wir doch bei Naturvölkern noch mehrere andere Schäftungsarten außer der Durchlochung! Richtig mag es sein, daß die Erfindung des Schwertes nicht, wie vielfach geäußert wird, auf das Eisenzeitalter zurückgehen muß, da ja Südseevölker Holzschwerte besitzen. So könnte man mit Heilborn diese Waffe aus der Keule ableiten. Das Blasrohr bringt der Autor mit dem Vorhandensein von hohen Grasarten in Zusammenhang. Wenig einleuchtend erscheint mir die Behauptung des Verfassers, daß der Schwirrpfeil die Aufmerksamkeit des Jagdtieres erregen soll; ich glaube vielmehr, daß dabei der Gedanke zugrunde liegen mag, das Wild vor Schrecken zu lähmen, damit es dann leichter ein Opfer des Jägers werde. Aber nicht nur die Angriffs-, sondern auch die Schutzwaffen finden hier eine eingehende Würdigung. Mancherlei Neues erfahren wir unter der Überschrift „Handwerk“. Die Töpferei wird in sehr lichtvoller Weise besprochen und ihre Methoden in eine so schöne Einteilung gebracht, wie ich sie noch nirgends vorgefunden habe. Heilborn unterscheidet für die Herstellung von Gefäßen: 1. das Eindrücken einer Vertiefung in einen Tonklumpen, 2. das Treiben des Tons mit einem hölzernen Schlägel und der entgegenarbeitenden Hand, 3. den Aufbau des Gefäßes aus einzelnen Tonlappen, 4. aus einzelnen Tonwülsten, 5. in Erdlöchern und 6. in Hohlformen. Ebenso übersichtlich und gründlich ist die Darstellung der Gerberei und des Schmiedehandwerkes. Vom Handel teilt uns der Autor unter anderem mit, daß wohl der ursprünglichste Gütererwerb Raub war. Wir können mit Heilborn annehmen, daß der stumme Tauschhandel und andere Formen des Güterverkehrs Reminiszenzen an diesen Ursprung in sich bergen. Zwanglos kann man die Entstehung des Geldes mit unserem Verfasser in der Weise begreifen, daß es dann aufkommen mußte, wann der Handelsmann beim Käufer kein ihm passend erscheinendes Tauschobjekt vorfand. Da konnte wohl nur ein allgemein gültiger Wertmesser aus der Verlegenheit helfen. Sehr gut ist dem Forscher auch die Aufzählung der verschiedenen Geldarten gelungen. Die bei manchen Völkern an Stelle von Schuldscheinen üblichen Kerbhölzer hier anzugliedern, ist auch sehr zweckentsprechend. Wenn Heilborn bei Besprechung der Verkehrsmittel den Wagen als aus der Walze entstanden erklärt, so erscheint mir dies bedeutend ungezwungener als die Deutungsversuche anderer Autoren, wie sie uns beispielsweise Schurtz¹⁾ bringt. Hingegen halte ich es für fraglich, ob die Pfeilerbrücke aus Stauwerken für die Fischerei hervorgegangen sein kann, wie der Verfasser meint; da möchte ich doch lieber, wie andere Forscher, den den Fluß zufällig überquerenden Baumstamm als Vorbild annehmen. Auf allzu großen Umwegen wird auch die Entstehung des Floßes abgeleitet. Da brauchen wir sicherlich nur an die Zusammenfügung mehrerer Baumstämme zu denken. Wenn Heilborn glaubt, daß der Einbaum das einzige prähistorische Schiffsfahrzeug war, so möchte ich Pöchs²⁾ Äußerung als die wahrscheinlich richtigere dagegen anführen: „Bevor man Baumstämme aushöhlen und in beliebiger Länge zuschneiden konnte, war die Zeit der Flöße“. Sohin haben wir allen Grund, mit Pöch das Vorkommen dieser Form im Paläolithikum vor Auftreten der Einbäume anzunehmen. Ferner möchte der Referent vorschlagen, seinen Ausdruck³⁾

¹⁾ Dr. Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900, S. 456, 457.

²⁾ R. Pöch, Ein Tasmanierschädel im k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Die anthropologische und ethnographische Stellung der Tasmanier, in den „Mitteilungen der Anthropol. Ges.“ in Wien, XXXVI. Bd., 1. bis 3. Heft, Wien 1916, S. 82.

³⁾ Dr. Rudolf Trebitsch, Fellboote und Schwimmsäcke und ihre geographische Verbreitung in der Vergangenheit und Gegenwart Archiv f. Anthropologie, N. F., Bd. 11, Heft 3, Braunschweig 1912.

„Schwimmsack“ an Stelle von Heilborns „Schwimmschlauch“ und sicherlich anstatt Weules¹⁾ „Balgfloß“ in der Literatur einzuführen; denn der Ausdruck „Schwimmsack“ kommt wohl der Vorstellung von der Sache am meisten entgegen. Auch mein „Gerüstboot“ möchte ich in diesem Sinne empfehlen. Im ganzen handelt es sich hier um eine kurze, sehr gehaltvolle Zusammenstellung des auch in der letzten Zeit über materielle Kultur der Völker von den Forschern Gebotenen. In sehr instruktiver Weise wird stets, wo es nur angeht, auch die europäische Volkskunde vergleichsweise herangezogen. Treffliche Abbildungen und ein ausgezeichnetes Literaturverzeichnis erhöhen noch den Wert dieses sonst auch so lesenswerten Werkes.

Dr. Rudolf Trebitsch.

24.

Dempwolff, Otto: *Die Sandawe.* Hamburg (L. Friederichsen & Co.) 1916. (Abhandlung des Hamburgischen Kolonialinstitutes, Band XXXIV.) Mit 48 Abbildungen im Text. 180 S.

Unter den zahlreichen Völkerschaften der deutsch-ostafrikanischen Kolonie sind die Sandawe (Wa-Sandaui), welche im Bezirke Kilimatinde wohnen, besonders merkwürdig. Sie besitzen eine von ihren Nachbarn gänzlich abweichende Sprache, welche sich der Schnalzlaute bedient, die sich bekanntlich in Afrika sonst nur bei Hottentotten und Buschmännern wiederfinden. Verfasser, der sich schon durch eine Reihe wertvoller Arbeiten über ostafrikanische Sprachen²⁾ in der wissenschaftlichen Welt vorteilhaft eingeführt hat, widmet der Lautlehre und Grammatik des Ki-Sandawe im vorliegenden Buche eine eingehende Untersuchung. Es stellt sich dabei heraus, daß die Sandawesprache nur drei Schnalzlaute (der dentalen, zerebralen und lateralen) kennt, während bekanntlich das Nama deren vier, das Buschmännische ihrer sogar sechs hat. Aber nicht bloß hinsichtlich der Schnalzlaute, auch in der Wortbildung und im Satzbau finden sich zahlreiche Übereinstimmungen zwischen Sandawe und Hottentottisch. Dempwolff will jedoch nicht so weit gehen, deshalb eine gemeinsame Abkunft beider Völker von einem Stamme anzunehmen, meint aber, daß bei der Bildung und Entwicklung beider Sprachen gleiche Faktoren mitgewirkt haben müssen, sei es durch Blutmischung, sei es durch Kulturbeziehungen. So wie für die Hottentottensprache die Hypothese besteht, daß sie ihren Ursprung der Mischung einer Buschmannbevölkerung mit hamitischen Einwanderern verdankt, so kann man das gleiche für die Sandawesprache behaupten, nur daß hier noch weitere Beimengungen aus benachbarten junghamitischen und Bantusprachen hinzugekommen sind.

Auch der zweite Teil des Buches, der ethnographischer Natur ist, verdient volle Anerkennung; er bringt uns wertvolle Angaben über Wohnstätten und Einrichtung (interessant sind die in den Temben befindlichen Gestelle zum Aufhängen von Bogen und Pfeilen), über Ernährung, Schmuck und Haartracht, künstliche Verunstaltungen, Kleidung, Waffen, Jagd, Fischfang und Ackerbau, Sport und Spiele, Musik und Tanz, Technik usw. Auch über das Seelenleben dieses Volksstammes gewährt das Buch interessante Einblicke durch Wiedergabe zahlreicher nach dem Diktat von Eingeborenen phonographisch aufgenommenen Texte mit Übersetzung über die Rechte der Häuptlinge (in der Zeit vor der deutschen Herrschaft), Landbesitz, Erbrecht, Strafrecht, Familienbeziehungen, Geburt, Hochzeit und Begräbnis, endlich über Religion, Kultus und Mythologie. Was die letzteren anbelangt, so spielen Zauberhandlungen in den Texten auffallenderweise eine geringe Rolle (nur beim Regenmachen), sonst handelt es sich meist um Ahnenverehrung und damit zusammenhängende Opfer. Interessant sind die Spuren einer Tradition von einem Kulturheros oder Heilbringer (Matunda, der den Menschen das Feuer verschaffte, welches sein Hund aus einem Termitenhügel holt). Totemismus gibt es unter den Sandawe nicht. Endlich werden auch noch fünf vom Verfasser aufgezeichnete Märchen mitgeteilt, von denen speziell Text 58 (Freundschaft zwischen Hase und Giraffe) ein in Afrika weitverbreitetes Motiv enthält. Über die anthropologischen Verhältnisse bringt das Buch nichts Wesentliches, doch stimmen die subjektiven Eindrücke des Autors von der Physis der Sandawe gut zu seiner auf dem Studium der Sprache aufgebauten Hypothese ihrer Herkunft.

Die Arbeit Dempwolffs ergänzt die Publikationen von Reche über die Ethnologie und von Ried über die Anthropologie des abflußlosen Gebietes Deutsch-Ostafrikas in dankenswerter Weise; wir schließen mit dem Wunsche, daß allmählich alle Volksstämme der deutschen Kolonien durch solche erschöpfende Monographien der völkerkundlichen Wissenschaft erschlossen werden mögen.

Wien.

Dr. Rich. Lasch.

¹⁾ Dr. Karl Weule, l. c. S. 126, und Tafel 112, Abb. 6.

²⁾ Dempwolff, Beiträge zur Kenntnis der Sprachen in Deutsch-Ostafrika (Zeitschr. f. Kolonial-sprachen II, 1912; III, 1913; IV, 1914; V, 1915.)